Clara Maria Bagus

Der Suchende

ROMAN

Diogenes

Der Roman basiert auf einem Text der Autorin,
der erstmals 2016 unter dem Titel
›Vom Mann, der auszog, um den Frühling zu suchen‹
im Ullstein Verlag, Berlin, erschien
Die vorliegende Ausgabe wurde von der Autorin
von Grund auf neu geschrieben
Copyright © 2026, Clara Maria Bagus
Covermotiv: Gemälde von Jef Bourgeau,
›Sailor's Moon‹, 2025
Copyright © Jef Bourgeau

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2026–2028 mit einem Strukturbeitrag unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2027
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
150/26/44/1
ISBN 978 3 257 07409 3

Für meine Jungs.
Möge eure Neugier größer sein als eure Furcht,
eure Lust am Erfinden größer als die Gewissheit der anderen.
Sucht, findet, erschafft. Verirrt euch ruhig manchmal.
Und vergesst bei all dem nicht:
Man bekommt nicht viele Tage geschenkt.
Nehmt diesen. Pflückt ihn.

»Tag für Tag geschehen in der Welt Dinge, die sich nicht erklären lassen mit den Gesetzmäßigkeiten, die wir von den Dingen kennen. Tag für Tag werden sie erwähnt und wieder vergessen, und dasselbe Rätsel, das sie brachte, nimmt sie wieder mit, verwandelt ihr Geheimnis in Vergessen. So lautet das Gesetz, demnach alle nicht erklärbaren Dinge dem Vergessen anheimfallen müssen. Die sichtbare Welt nimmt im Sonnenlicht ihren Lauf. Das Fremde aber beobachtet uns aus dem Schatten heraus.«

Fernando Pessoa, Das Buch der Unruhe

Allein das Unglaubliche ist glaubwürdig.

Vorklang

Im Internet gibt es eine Karte, auf der sich jeder Flug der Welt in Echtzeit verfolgen lässt. Tausende kleiner gelber Flieger, die sich wie Leuchtkäfer über die Kontinente bewegen. Jetzt gerade sind es 19 113, doch die Zahl ändert sich jede Sekunde. Das sind Millionen von Menschen, die in unsichtbaren Bahnen über das Firmament geschoben werden, zwischen Himmel und Erde schweben.

Wege, die sich kreuzen und doch nicht berühren, Linien, die von Stadt zu Stadt führen, als hätte jemand die Welt mit feinen Fäden vernäht.

Die Karte zeigt Routen, Abflugzeiten, Höhenmeter. Und sie zeigt noch etwas anderes: die Unruhe des Menschen, seine immerwährende Bewegung, sein ständiges Pendeln zwischen Ankunft und Aufbruch.

Jeder Mensch ein winziger, flüchtiger Punkt in der unermesslichen Weite. Jeder mit einer eigenen Geschichte. Eine Frau, die glaubt, am anderen Ende der Welt auf das Glück zu stoßen. Ein Mann, der beschlossen hat, ein neues Leben zu beginnen, weil ihm die Ideen und Mittel für das alte ausgegangen sind. Ein Kind, das beim Blick aus dem Fenster feststellt, dass Wolken nicht aus Watte sind. Ein anderes, das zum ersten Mal über den Wolken einschläft und später glauben wird, der Himmel sei begehbar.

Jede Route ein Versprechen.

Wir sind ständig auf der Suche nach etwas, das wir doch immer wieder zu verpassen scheinen, wollen dem Schicksal entkommen – oder es einfangen. Alle sind wir unterwegs, auf einer Bahn, die wie vorgezeichnet wirkt, doch nur für den Augenblick Bestand hat. Jeder Moment eine Zwischenzeit. Jeder Augenblick der Versuch, etwas zu erreichen, und die Angst, etwas hinter sich zu lassen.

Und du, der du diese Zeilen liest – wohin glaubst du, unterwegs zu sein?

1

Yuval schnitt den Ingwer in so dünne Scheiben, dass man beinahe hätte hindurchsehen können. Die Klinge glitt ungewöhnlich leicht durch die faserige Struktur, nur beim letzten Schnitt hakte sie kurz. An der Schale brach der Ingwer in winzige Splitter auf, trocken wie Späne.

Die Zitrone teilte er in zwei exakt gleiche Hälften. Als er sie über der Tasse auspresste, stieg ein feiner Nebel auf. Der Saft lief ihm über das Handgelenk. Dort, wo die Haut aufgerissen war – eine alte Wunde, fast verheilt –, brannte es jetzt.

Das Wasser im Topf hatte sich erhitzt. Am Boden bildeten sich winzige Blasen, gleichmäßig wie eine Perlenkette. Es zischte, als er es in die Tasse goss.

Nur zwei Dinge beherrschte er perfekt: Tee zubereiten und scheitern.

Yuval wollte sich von sich selbst befreien – von diesem vermurksten Leben. Von diesem Leben, das durchdrungen war von dem Geräusch zuschlagender Türen. Es war ein Klang, der nicht einfach verhallte, sondern wie ein Restschmerz im Gehör zurückblieb, dumpf, vibrierend, fast körperlich. Jede zugeschlagene Tür trennte einen Teil von ihm ab, Menschen, Möglichkeiten.

Es waren nicht nur Türen, die ihm andere verschlossen. Einige hatte Yuval selbst zugeschlagen, ohne zu wissen, was er damit ausschloss. Jede Entscheidung verriegelte die nicht gewählten Alternativen, bis nur noch ein schmaler Korridor blieb, den man ›das eigene Leben‹ nannte. Nun saß er fest in einer Existenz, die er so nie gewollt hatte: eine Sequenz aus Verlusten, Niederlagen und alltäglichen Zumutungen. Mit geradezu unerbittlicher Verlässlichkeit zog ein Scheitern das nächste nach sich.

Wie war es möglich, dass ein Leben so still und unmerklich in die Enge geraten und sich derart verschließen konnte? Dass man Jahre später kaum noch wiedererkannte, was man sich einst mit kindlicher Gewissheit erträumt hatte? Dass er nun hier stand, fremd in seiner eigenen Geschichte, während die Träume von damals wie überreife Früchte geplatzt und in den Ritzen der Jahre verfault waren, unsichtbar, aber mit einem beißenden Geruch.

Konnte sich ein Mensch je aus dem Geflecht der eigenen Versäumnisse befreien? Und wie, um alles in der Welt, fand man zurück in eine Wirklichkeit, die sich anfühlte wie die ersehnte?

Yuval fragte sich, wie sein Leben verlaufen wäre, wenn er den Mut gefunden hätte, den Lauf der Dinge zu ändern. Wenn er einmal, nur ein einziges Mal, den Takt des Alltags aus dem Rhythmus gebracht hätte.

Wie weit konnte ein Mensch in sein eigenes Schicksal eingreifen? Gab es überhaupt einen Wendepunkt, eine Stelle, an der der eigene, längst verlorene Faden wiedergefunden und neu eingefädelt werden konnte? Nicht irgendein fremder Faden, nicht die abgetragenen Stränge anderer Leben,

sondern jener dünne, fast unsichtbare, der einst aus seinen Händen geglitten war. Oder war längst alles verknüpft – jede Entscheidung, jede Feigheit, jedes Zögern – zu einem Gewebe, das sich nicht mehr ordnen ließ, mehr Flickwerk als Stoff, voller Risse?

Er grübelte zu viel, und jeder Gedanke führte ihn tiefer in sich selbst hinein, als folgte er einem schmaler werdenden, abwärtsführenden Pfad, der irgendwann keinen Halt mehr bot. Denn auch im Denken lag eine Grausamkeit: Je klarer Yuval sich erkannte, desto weniger konnte er sich leiden. Erkenntnis war nicht immer gut. Sie war nicht nur Licht, sondern bisweilen ein Messer, das Schicht um Schicht von der tröstenden Selbsttäuschung schnitt.

Yuval lehnte am Fensterrahmen und blickte nach draußen. Ein fahles Leuchten kroch über die Dächer, tastete sich in die Falten der Nacht hinein. Und dann, wie eine Naht, die sich löste, begann der Morgen, die Schwärze vom Himmel zu ziehen.

Doch wohin er auch sah: nichts als Blässe, von Horizont zu Horizont. Die Welt wie ausgewaschen. Eine gnadenlose Abfolge von Grautönen. Fugenlos lag die Wolkendecke über der Stadt. Nicht die kleinste Lücke für die Möglichkeit eines Sonnenstrahls. Winter – noch immer.

Ein feines Kleid aus Eis hüllte alles in lautlose Starre. Gläserner Raureif umspannte Bäume und Sträucher, an denen vereinzelt noch letzte Blätter hingen. Unter den Spitzentüchern des Schnees schlief die Erde. Kein Vogel war zu sehen. Nicht einmal die Mahonien blühten. Die Welt als Bleistiftzeichnung. Als wäre die Zeit eingefroren. Nichts als klirrende Kälte.

Die Hände um die Tasse Ingwertee gelegt, stand Yuval da und wartete. Doch er kam nicht, der Frühling. Es war, als ob er diesen Teil der Erde vergessen hatte.

Die Stille machte es schwer, den Lärm in seinem Kopf zu überhören. Die Gedanken krochen aus allen Ecken hervor. Spitz wie Nadeln, scharfkantig, wie Glassplitter im Teppich seiner Erinnerung. Sie breiteten sich aus wie die Eisblumen auf der Fensterscheibe. Er wünschte, sie ließen sich wegwischen.

Yuval betrachtete sein Spiegelbild, das sich durchsichtig über die Winterlandschaft legte: Sein Haar, einst glänzend in der Farbe von Weizen, nun spröde und stumpf. Hier und da drängten sich graue Strähnen hinein wie ungebetene Gäste. Seine Kleidung nachlässig: ein fehlender Knopf, ein schmutziger Manschettenrand. Die Eleganz, die ihn einst umgeben hatte, war verblasst. Mattigkeit, Reue und Schmerz hatten sich in seine Züge gegraben. Etwas Dunkles hatte in ihm Wurzeln geschlagen: eine schwarze Blume, still wachsend, tief verankert in einem Grund, den er nie ganz zu durchdringen vermochte. Er hatte oft versucht, sie herauszureißen, doch jedes Mal blieb etwas zurück, das erneut austrieb und nach und nach sein Leben vergiftete. Ein Schatten, der allmählich alle Farben verschluckte. Nannte man das Verbitterung?

Welche Entscheidung war der erste Nagel im Sarg seiner Zukunft gewesen?

Yuval hatte alles verloren, was ihm je etwas bedeutet hatte. Und mit diesem Verlust war die ganze Welt aus ihm herausgeflossen – wie Wasser, das aus einem kaum sichtbaren Riss

im Glas rinnt. Seither umgab ihn eine Blase, die ihn vom Leben trennte und alles dämpfte. In ihr trieb er dahin.

Er kannte sich aus mit dem Gefühl, etwas nicht zu bekommen, was man sich sehnlich wünschte. Die immerwährende Angst, dass es ein Leben lang außer Reichweite bliebe. Der immerwährende Sog, der unter dem Traum pulsierte und nie ganz verschwand. Die Stimme des Zweifels, die ihm stets zuflüsterte, dass er es niemals schaffen würde. Die Versuchung aufzugeben, noch bevor er Zeit hatte, es herauszufinden.

Er kannte die Furcht zu beginnen. Das Leben in die Hand zu nehmen. Etwas an der eigenen Situation zu ändern. Das Zögern, dieser seltsame Zustand, der zwischen Wissen und Zweifeln lag, zwischen Tun und Unterlassen, das irgendwann auch zu einer Tür wurde, die ins Schloss fiel.

Jetzt war er hier. Das Leben war ihm nicht entglitten, vielmehr hatte es sich nach jeder Erschütterung neu zusammengesetzt, Stück für Stück, während er nicht hingesehen hatte.

Er beugte den Kopf über die Tasse. Dampf stieg in dünnen Fäden auf. Wenn sich eine Lücke öffnete, flackerte sein Gesicht in der Flüssigkeit, als blicke er durch eine beschlagene Scheibe. Die Summe seiner falschen Entscheidungen starrte ihn aus diesem matten Abglanz heraus an. Etwas in seinem Blick war erloschen – nicht dramatisch, eher wie eine Glühbirne, die über Wochen immer dunkler wurde, bis man eines Tages merkte, dass sie kaum noch leuchtete.

Yuval hob den Kopf. Blickte nach draußen in den Garten voller Schnee und Eis. Die Zweige der Bäume wie mit Tu-

sche in den blassen Himmel gezeichnet, die Stämme in Eis gefasst wie Flaschen aus grauem Glas.

Nun war er vierzig – die tastende Mitte zwischen Werden und Vergehen. Und dachte an den, der er hätte werden können. An ein anderes Ich, das in ihm hätte wachsen können.

Gab es diesen Moment in jeder Biografie? Den Moment, der das Leben in zwei Hälften teilte: in die eine, in der man die Augen geschlossen gehalten hatte, und in die andere nach dem Erwachen?

Die Mitte des Lebens war kein Ort. Sie war ein Geräusch. Der Nachhall dessen, was man nicht geworden war. Man war zu alt, um sich zu belügen, und zu jung, um sich damit abzufinden. Man harrte nicht zwischen zwei Lebensphasen, sondern zwischen zwei Wahrheiten: Die eine hatte einen hierhergebracht. Die andere ließ einen hier nicht bleiben. Man war an einem Punkt angelangt, an dem Ausreden lächerlich wurden, an dem kein Kalender, kein Vertrag, keine Pflicht mehr erklären konnte, warum man nicht das lebte, was in einem zerrte.

Warum um Himmels willen tat Yuval nichts?

Natürlich hatten ihn seine Wunden und Sehnsüchte schon seit Jahren gezwungen, über diese Fragen nachzudenken. Aber das Denken war nie zur Entscheidung geworden, sondern zu einer kreisenden Bewegung: gleichförmig, erschöpfend, ohne Fortschritt. Er fand keinen Ausweg aus dem Kreis. Und je länger er darin blieb, desto mehr erschien ihm selbst der Stillstand wie eine Form von Ordnung.

Aber vielleicht war das der Fehler: zu glauben, man

werde nur einmal. Und dass dieses Werden eine Frist habe. Konnten sich nicht mehrere Leben in einem einzigen ereignen, nacheinander, bis zuletzt?

Yuval betrachtete sein Smartphone. Es war für ihn zu einer Sucht geworden, die ihn, so begriff er allmählich, mehr und mehr in eine Form von geistiger Erosion trieb. Die permanente Erreichbarkeit mit ihren unausgesprochenen Erwartungen, die ständigen Nachrichten, die ungebetenen Statusmeldungen, die zahllosen Ablenkungen empfand er wie das Sirren eines Moskitos im Dunkeln – aufdringlich, quälend, von einer Penetranz, die innere Ruhe unmöglich machte. Ein unablässiges Pochen fremder Leben gegen seine Aufmerksamkeit. Während sich sein eigenes mehr und mehr verlor.

An Tagen wie diesen, wenn es draußen nicht einmal richtig hell werden wollte, erkannte er mit schmerzlicher Klarheit seine Heimatlosigkeit. In sich selbst. In dieser Epoche. Er gehörte nicht in diese Welt der Selbstdarstellung und virtuellen Bekenntnisse. Yuval war Fossil in einer Weltordnung, die sich täglich neu erfand. Wohin gehörte ein Mensch, der zwischen den Zeiten gefangen war? Ein Suchender inmitten von Selbstgewissen? Ein Zweifelnder in einer Welt, die er nicht verstand? Er fühlte sich wie eine Figur, die aus dem Spiel gefallen und versehentlich in ein völlig anderes, in ein falsches Spiel zurücksortiert worden war.

›Früher oder später wurden wir alle aus unserem Paradies vertrieben‹, dachte er.

Was fing er mit seinem Jetzt an? Schwieriger noch: Wie

fand man seinen Weg, wenn man nicht einmal wusste, wonach man suchte?

Mit einer Hand nahm Yuval die Brille ab, langsam, fast zögerlich, als ließe sich mit dem Gestell auch etwas von der Müdigkeit lösen, die sich um seine Augen gelegt hatte. Dann trank er den Tee aus und mit dem Tee sein Spiegelbild.

Und dann, plötzlich, draußen auf dem Fenstersims ein Vogel. Unmöglich bunt. Kobaltblau an der Kehle, ein Kadmiumgelb an Brust und Flanke, das in Purpur überging. Die Flügel glühend grün. So ein Vogel war falsch für diese Breitengrade: zu klein, zu prachtvoll gefiedert. Die Federn schienen von innen zu leuchten, als käme er aus einer anderen Wirklichkeit, als sei er durch einen Spalt ins Diesseits geraten. Noch nie hatte Yuval einen schillernderen Vogel gesehen.

Durch die Scheiben hindurch hörte Yuval, wie der Vogel zu zwitschern begann. Mit einem Mal legte sich der Wind, und sein frostiger Atem verebbte. Der Gesang des Vogels lockte sogar die Frühblüher aus der Erde.

Ganz sachte, als könnte der Moment zerspringen, stellte Yuval die Tasse ab und öffnete das Fenster. Ein betörender Duft von Frühling umfing ihn: süße Blüten, würzige Gräser und feuchtes Moos. Einen Wimpernschlag später breitete der Vogel die Flügel aus, durchquerte in weitem Bogen den Garten und landete hoch oben in der Krone der Blauopal-Magnolie – einer seltenen Magnolie mit stahlblauen Knospen, die nun Zweig um Zweig aufbrachen. Der Baum füllte sich mit Blüten, in einer einzigen Kaskade. Ein zarter Schimmer von Blau und Grün spannte sich über die Kelche,

als hätte sich das Morgengrau darin gesammelt. Yuval rieb sich die Augen, setzte die Brille wieder auf – doch das Bild blieb unverändert.

Erneut schwang sich der Vogel auf, näherte sich wieder dem Fenster, schlug heftig mit den Flügeln, als wolle er Yuval etwas mitteilen, und so unerwartet, wie er gekommen war, schwirrte er davon. Gleich darauf zogen die Blüten ihre Köpfe ein, und es wurde wieder Winter.

Yuval glaubte, geträumt zu haben. Er schaute aus dem Fenster, suchte nach einer Erklärung, die er nicht fand. Die Welt war unverändert – und doch war sie aus der Ordnung gefallen. Das, was dort draußen vor sich gegangen war, widersprach allem, was er bisher gekannt hatte.

Yuval rannte zur Tür, aber er sah gerade noch, wie sich der Vogel vom Sichtbaren löste, bis er nur noch eine Idee am Himmel war.

Der Tag jetzt weiß wie Papier. Yuval ließ den Blick über das Firmament wandern. Nichts. Er lauschte. Stille. Und dann, plötzlich, wie aus dem Weiß geschnitten, tauchte der Vogel wieder auf. Ähnlich einem Wölkchen leuchtenden Staubs ließ er sich vor dem Wald in einem Kirschbaum nieder. Aus den Zweigen sprossen Blüten wie Perlen. Wie Puderzucker rieselte ihr Duft auf die Erde hinab. Im selben Moment ergrünte die Wiese rund um den Baum.

Ob er es wollte oder nicht, die geheimnisvolle Atmosphäre bannte Yuval. Alles schien unwirklich, wie aus der Ferne eines Traums, und er fragte sich, ob dies der Moment war, in dem er begann, den Verstand zu verlieren. War die Grenze zwischen Wachsein und Träumen so dünn geworden, dass nun beides dieselbe Wirklichkeit teilte?

Etwas bewog Yuval, dem Vogel zu folgen. Noch ahnte er nicht, dass sich in der Stille jenes Augenblicks etwas verschob: unsichtbar, unnennbar, eine Wendung, die das Leben unmerklich auf einen anderen Kurs lenkte. Wie eine Falte, die sich in den Verlauf der Zeit legte. Es sollte einer jener Momente werden, deren Bedeutung man erst begriff, wenn sie längst hinter einem lagen.

Yuval eilte ins Haus zurück, die Kälte bereits in den Fingern. Er streifte den dicksten Pullover über, der greifbar war. Durch sein Hemd spürte er das grobe Garn auf der Haut. Die Füße schob er in die Stiefel, die schief am Kamin lehnten.

Dann griff er nach seinem Mantel, an dem dieser eigentümliche Geruch des Stillstands hing, des zu langen Verweilens, des Wartens, das zu einem Leben geworden war, in den nach und nach eingesetzten Flicken die Hoffnung, dass sich doch noch etwas ändern würde. Er schlüpfte hinein.

Schließlich stopfte er Kleidung zum Wechseln in einen Rucksack, einen Schlafsack, ein Stück Seife, eine Zahnbürste, Streichhölzer, eine Feldflasche, Brot, Wurst und Käse sowie ein paar Äpfel. Auch einen Stift und ein kleines Notizheft. Er schulterte den Rucksack und zurrte die Gurte fest.

Ein letztes Mal schritt er durch die Zimmer, löschte das Kaminfeuer mit einem Schürhaken und blies die Kerzen aus. Sein Smartphone ließ er auf dem Küchentisch liegen.

Beißende Kälte schlug ihm entgegen, als er hinaustrat. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss. Den Mantelkragen

hochgeschlagen, stieg er tastend die vereisten Stufen hinab. Der Frost knisterte unter seinen Sohlen, der Weg hart wie Glas. Vor ihm nichts als das Dunkel des Waldes.

Der Vogel saß noch immer zwischen den Zweigen und sang. Als Yuval sich dem Baum näherte, breitete er die Flügel aus und flog vom Ast. Auch diesmal rollten sich die Blätter des Baumes wieder ein, und die Blüten krochen zurück in ihre Knospen. Der Duft von Frühling lag noch einige Augenblicke auf der Schneedecke, bevor er verging. Yuval kniff die Augen zusammen. Wie war das möglich?

Der Vogel huschte zwischen Baumwipfeln hindurch und verschwand im Wald. Yuval beschleunigte den Schritt, den Blick nach dem Vogel greifend, als könnte das Sehen allein ihn festhalten.

Im Wald war es düster und klirrend kalt. Eiszapfen hingen wie Dornen von den Ästen, und die Schneedecke hatte den Waldboden so dick verpackt, dass Yuval bis über die Knöchel einsank. Immer wieder blitzte der Vogel auf, um gleich wieder zu verschwinden. Unermüdlich stapfte Yuval weiter. Seine Stiefel mahlten sich durch den tiefen Schnee. Die Kälte lag so dicht in der Luft, dass jeder Atemzug schmerzte.

Nachdem er dem Vogel eine ganze Weile ohne Rast gefolgt war, ließ sich das Geschöpf in der Ferne auf dem Giebel einer alten Holzhütte nieder. Mit einem Mal schmolz der Schnee vom Dach, und die Eiszapfen krachten zu Boden.

Als Yuval die Hütte erreichte, dampfte es aus der feuchten Erde rundum, und Krokusse öffneten sich. Doch nur

wenige Schritte entfernt herrschte noch immer tiefster Winter.

Die Hütte war alt: graues Holz, schiefe Balken. Sie schien sich nur noch aus eigenem Willen zu halten. Die beiden Fenster auf der Längsseite kaum breiter als ein Schulheft. Die Scheiben von Schlieren überzogen, Staub und Pollen klebten daran. In den Ecken getrocknetes Spinnenwerk wie Risse in einem gefrorenen See.

Yuval näherte sich, ganz vorsichtig, als ließe sich Zeit stören. Er trat an eines der Fenster, beugte sich vor, seine Stirn fast an der Scheibe. Mit der flachen Hand wischte er über das blinde Glas. Seine Finger hinterließen Spuren im staubigen Belag. Genug, um sehen zu können, doch nicht genug, um zu verstehen.

Ein Lichtfaden fiel durch das Dach in den Raum. Und eine Ahnung streifte ihn wie ein Luftzug. Was er sah, war nichts, woran er sich festhalten konnte, doch genug, um es nicht mehr loszulassen.

2

Unzählige Fäden hingen von der Decke herab. Sie schwankten kaum merklich in der Luft. Ganz oben, dort, wo jeder Faden in einen winzigen Haken eingehängt war, klebte ein kleines Portrait. Gesichter blickten von den Fotos: manche jung und glatt, andere von Falten durchzogen und gealtert. Auf einigen Bildern lächelten Kinder zurück, auf anderen blickten Säuglinge mit großen Augen in die Welt. Ein Hauch von Vergilbung hier, ein Verblassen der Farben dort, als würden die Fotografien altern, im Gleichklang mit den Menschen, deren Leben an diesen Fäden hing.

In der Stille lag etwas Gespanntes, Abwartendes. Als könnte man, würde man nur genau genug hinhören, das leise Ticken unzähliger Leben vernehmen.

Inmitten des Fadenregens stand ein Spinnrad. Eine Frau saß dahinter, die Hände an der Kurbel. Rechts neben ihr, auf Bugholzstühlen, zwei weitere Frauen in bodenlangen Kleidern. Alle drei hielten Fäden in den Händen, ließen sie durch die Finger fließen. Eine spann, eine maß ab, die dritte schnitt. Es erschien Yuval nicht wie Zwirn, eher wie Faden aus Licht.

Der Anblick der drei Frauen fesselte ihn so sehr, dass er die Stirn noch fester an die Scheibe presste. Bestimmten die

Hände dieser Frauen das Schicksal eines jeden Menschen? Waren sie die Verwalter von Anfang und Ende?

Aus dem Spinnrad lief ein silbernes Band, hauchdünn, wie Morgenlicht. Was spann diese Frau? Was entstand hier? Spann sie die Zeit? Lebensfäden? Mit jedem Drehen ein Anfang, eine Geschichte?

Die nächste Frau ließ den Faden durch die Finger gleiten, bis er die richtige Länge hatte. Sie tastete ihn ab, erspürte seine Stärke, seine Schwäche, seine Möglichkeiten. Maß diese Frau nur nach, was bereits feststand? Wie weit der Pfad eines Menschen reichte, wie viele Atemzüge ein Herz schlagen durfte, wie viele Sonnenaufgänge ein Paar Augen sehen konnte? War sie diejenige, die keiner Bitte und keinem Flehen nachgab, die Länge zu ändern?

Die Frau mit der Schere in der Hand schien über den Faden zu wachen, kein Bedauern zu kennen, keine Gnade – nur den Moment, in dem geschnitten werden musste. Ein Schnitt, ein letzter Hauch, und was einst war, wurde zu Erinnerung, zu Staub, zu einem Flüstern im Wind.

Lag zwischen den Fingern dieser Frauen die flüchtige Kostbarkeit des Lebens? Eine Frage führte zur nächsten: Lebten wir nicht auf einem schmalen Grat zwischen Sein und Nichtsein, zwischen dem ersten Spinnen und dem letzten Schnitt?

Plötzlich hielt die Frau am Spinnrad inne. Sie hob den Kopf, sah Yuval direkt an und winkte ihn herein. Einen Moment lang zögerte er. Dann stieß Yuval die Tür auf und trat ein.

Unmöglich: Was von außen bescheiden gewirkt hatte,

öffnete sich innen zu unerwartetem Raum. Eine Tiefe, die mit den Ausmaßen der kleinen Hütte nicht übereinstimmte, die es in einer Hütte dieser Größe gar nicht hätte geben dürfen. Die Wände waren so weit zurückgewichen, dass Yuval sie nicht mehr ausmachen konnte. Das Zimmer erschien endlos.

Behutsam, beinahe gehemmt, schob Yuval die Hände hinein in diesen dichten Fadenregen, als tauchte er in Wasser ein, bahnte sich einen Weg. Die Fäden glitten durch seine Finger, streiften seine Stirn, seine Wangen, die Lippen. Überall diese sanfte Berührung, dieses leichte Kitzeln. Wie Spinnweben, aber fester. Wie Luft, aber greifbarer. Hunderte, Tausende legten sich auf seine Schultern, wickelten sich um seine Arme, berührten seinen Nacken. Ein Kribbeln auf der Haut. Ein Flüstern, das kein Ton war. Yuvals Atem ließ die Fäden vor seinem Mund tanzen. Vor seiner Brust teilten sie sich, schoben sich links und rechts an ihm vorbei und schlossen sich wieder hinter ihm. Wie ein lebender Organismus wogte das Meer aus Fäden um ihn herum.

Yuval verstand: Hier hingen sie tatsächlich, die Geschichten der Menschen, die ungeschriebenen und die geschriebenen. Jeder Faden ein Leben. Gesponnenes Licht. Manche waren kaum sichtbar – flackernd, wie kurz vor dem Verschwinden. Andere leuchteten wie ein Neubeginn. Und er stand mittendrin, selbst ein Faden in diesem Geflecht aus Anfängen und Enden.

In der Nähe des Fensters stand ein Stuhl. Erschöpft ließ Yuval sich darauf fallen. Daneben ein Kamin, in dem ein Feuer brannte. Die Holzscheite verkohlt an den Rändern. Die Glut darunter tiefrot. In der Hütte war es so still, dass

er das langsame, gleichmäßige Nachgeben des Holzes in der vom Feuer aufsteigenden Wärme hörte. Ein leises Knistern.

Die Frau mit dem Maßband in der Hand griff nach einem der Fäden, die von der Decke hingen. Yuval musste das Foto am Anfang des Fadens nicht betrachten, um zu wissen, dass es seines war. Der Faden war dünn, aber nicht gerissen. Noch nicht.

Ja, manchmal hatte er das Gefühl, dass er an einem seidenen Faden hing und ihn nur die Hoffnung auf eine unerwartete Wendung seiner Geschichte weiter durchhalten ließ. Falsche Entscheidungen, Rückschläge und Enttäuschungen hatten an seinem Lebensfaden gezerrt, ihn ausgefranst, verknotet, an manchen Stellen fast durchgescheuert.

Mit bloßem Auge versuchte Yuval, die Länge seines Fadens abzumessen. Wie viele Jahre blieben ihm noch? War sein Faden länger oder kürzer als die anderen? Auch wenn es ihm nicht gelang, die ihm verbleibenden Jahre abzuschätzen, war Yuval schockiert darüber, wie zerfasert sein Faden war.

»Was ist aus mir geworden?«, fragte er in die Stille hinein.

»Du glaubst, du seist tot«, sagte die Frau mit dem Maßband, »aber vielleicht lebst du noch.« Sie ließ Yuvals Faden durch die Finger gleiten, stockte an einem der Knoten. »Vermutlich wäre deine Depression auch froh, dich endlich loszuwerden. Denk nach. Wenn du die Schlingen löst, die deine Träume binden, was dann? Noch warten sie auf dich. Noch verschwinden sie nicht. – Aber es ist Zeit.«

Neu anfangen?
Unwahrscheinlich.
Aber nicht unmöglich.
Nicht in der Biografie,
in der Haltung.
Ein Schnitt braucht keine Jugend.
Nur Klarheit.
Es gibt eine Form der Reue,
die nicht lähmt,
sondern richtet.
Nicht rückwärts.
Sondern aufrecht.
Reue ist ein Kompass.
Nur wer sie ignoriert, bleibt im Kreis.
Was ist es, wofür es sich zu leben lohnt?

Erst als die Frau am Spinnrad sich vom Stuhl erhob und auf ihn zutrat, tauchte Yuval aus seinen Gedanken auf. Wortlos ließ sie etwas in seine Hand gleiten. Zunächst wagte er nicht hinzusehen. Seine Finger umschlossen die kleine, kühle Form, ertasteten Unebenheiten, winzige Kerben. Dann öffnete er die Hand und blickte hinab: eine Nadel. Aus dunkler Bronze, matt im Licht, angegriffen vom Alter. Stumpf an der Spitze, als hätte sie sich durch mehr als Stoff gearbeitet: durch Zeit, durch Erinnerung vielleicht. Sie lag schwerer in seiner Hand, als ein Gegenstand dieser Größe es sollte, ganz so, als trüge sie das Gewicht von Entscheidungen, die nie getroffen worden waren.

Yuval hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger, drehte sie, betrachtete sie genauer. Das Öhr fehlte. Keine Öffnung,

kein Durchlass. Nur glatte, geschlossene Fläche. Wie sollte man etwas fassen, halten, ordnen, wenn der Anfang eines Fadens nirgends zu greifen war?

Das Feuer im Kamin war schon eine Weile erloschen, als Yuval erwachte. Er rieb sich die Augen. Noch immer saß er auf dem Stuhl neben dem Fenster, doch die drei Frauen waren verschwunden. Und mit ihnen die Abermillion Lebensfäden der Menschheit.

Waren das Traumfetzen, oder war das alles wirklich passiert? Ein matter Schleier lag über seinen Gedanken. Doch da war etwas in seiner Hand. Fest umschlossen gegen seine Handfläche gedrückt. Yuval öffnete die Finger: die Bronzenadel ohne Öhr. Kein Faden würde hindurchpassen. Keine Naht entstehen. Kein Anfang. Auch kein Ende.

Er blickte lange auf das kleine Ding, das jetzt voller Wirklichkeit war. Betrachtete die Nadel wie etwas, das man nicht verstand, aber aufbewahren musste – als könnte es später, in einem anderen Licht, eine Antwort geben. Yuval schlug sein Notizbuch auf, suchte die letzte Seite und stach die Nadel in das Leder des Einbands. Nicht als Werkzeug, sondern als Frage.

Er wusste nicht, wie lange er schon hier war. Vielleicht, weil die Zeit in diesem Raum keine Richtung hatte, sondern nur rhythmisch pulsierte wie ein Herz. Schließlich erhob er sich, mit dem Buch in den Händen, und stieß die Tür der Holzhütte auf. Draußen der zähe dunkle Winter. Nein, nicht ganz. Da stand ein Baum in leuchtendem Grün: eine Waldkiefer, deren Nadeln die Finsternis durchstachen. Es war der einzige Baum weit und breit, der den Mantel aus

Schnee abgelegt hatte, und der Zaubervogel hockte in seiner Krone und zwitscherte.

Aus dem Waldboden krochen Schneerosen, zwängten sich durch die losen Tannennadeln. Die Knospen prüften die Luft. Die Blätter kräftig, dunkelgrün, mit einem glatten Glanz wie frisch geölt. Weiße, fast porzellanartige Blüten öffneten sich, schimmernd und glänzend wie Satin. Und in dem Moment, als sich der Vogel von der Kiefer aufschwang, barsten sie und fielen zu Boden.

Yuval hatte keine Ahnung, was all das zu bedeuten hatte. Er war keiner, der Muster in das zwang, was nur lose nebeneinanderstand. Kein Mensch, der aus Zufällen Kausalitäten spann oder in allen Ereignissen eine Bedeutung vermutete. Er war keiner, der Zusammenhänge erfand, der Verbindungslinien zwischen unverbundenen Ereignissen zeichnete. Er glaubte nicht an Botschaften, die sich als Geschehnisse tarnten. Und doch. Und doch erschien ihm das Auftauchen dieses Vogels und der drei Frauen nicht zufällig. Eher wie ein leises Echo aus einer anderen Wirklichkeit. Er spürte, dass er auf die Zeichen achten musste. Er durfte den Vogel nicht aus den Augen verlieren.

Noch einmal schlug er das Notizbuch auf, strich die erste Seite glatt und skizzierte mit ruhiger Hand den Weg von seinem Haus zur Hütte: eine Linie, zwei Punkte. Dann klappte er das Buch wieder zu, steckte es ein, schulterte den Rucksack und machte sich auf den Weg.

Wie von der Nacht vergessen hing ein Viertel Mond noch als silberne Sichel knapp über dem Horizont. Der Weg zum Vogel war gläsern vor Eis, eine Fläche so glatt, dass das Mondlicht darauf lag wie Wasser und erschien, als käme es

aus dem Boden selbst. Bis das gespiegelte Licht vor jener Kiefer, über der der Vogel flatterte, im geschmolzenen Eis versickerte.

3

Der Vogel schwirrte ihm voraus. Und Yuval versuchte, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Der Waldpfad lag zur Hälfte im Schatten, zur Hälfte im Morgenlicht – eine Grenze, die sich mit jeder Minute verschob. Staubpartikel trieben in der Luft, glitzerten in den Strahlen der Sonne, die plötzlich am Himmel aufgetaucht war.

Doch der Winter war nicht in den Frühling übergegangen, sondern in den Herbst zurückgeglitten. Als hätte die Welt beschlossen rückwärtszugehen, während Yuval sich vorwärtstastete. Die Luft roch nach dem, was sich nun auflöste: nach Laub, verrottender Rinde, den Überresten des Sommers.

Als der Weg eine Biegung machte, öffnete sich der Wald zu einer Lichtung. Dort, umgeben von knorrigen Bäumen, lag ein alter Friedhof. Die Grabsteine ragten schief aus der Erde, manche umgestürzt, andere von Moos überwuchert. Überall krochen Brombeerranken über den dunklen Boden und begannen, sich das Stück Land zurückzuerobern. Ein rostiges Tor hing schief in den Angeln. Zwischen den Stäben des Zauns spannten sich Spinnweben. Der Nebel hatte feine Tropfen hineingelegt, zart und funkelnd, und es sah aus, als hätte sie jemand mit zitternden Fingern aufgehängt. Ein flüchtiger Augenblick der Schönheit im Vergehen.

Einen Moment lang zögerte Yuval. Sein Blick folgte noch dem Vogel, der über den Friedhof schwebte. Dann trat er näher heran und schob das Tor auf. Die Scharniere quietschten. Der unebene Boden gab unter seinen Schritten nach, federnd und weich vom feuchten Moos. Der Geruch von Erde stieg ihm in die Nase. Mineralisch und dumpf. Hier und dort entrollte sich der Farn in Büscheln.

Manche Grabsteine trugen noch Inschriften, andere waren bis zur Unlesbarkeit verwittert. Eine gedämpfte Stille, bis auf das Klopfen eines Spechts in der Ferne. Yuval ging langsam zwischen den Reihen hindurch, die Hände in den Manteltaschen. Eine Krähe flog auf, irgendwo knackte ein Ast. Es war, als sei er in ein Gedächtnis eingetreten, in dem die Zeit wie unter Glas stand. Mit jedem Schritt schien es leiser zu werden.

Hier und da, wo die Inschriften nicht gänzlich vom Wetter ausgelöscht waren, blieb Yuvals Blick an ihnen hängen. Doch wer die Verstorbenen gewesen waren, ließ sich nicht erfahren. Die Steinmetze hatten weder Vor- noch Familiennamen, weder Geburts- noch Todesdatum in die Steine geschlagen. Alles, was der Stein über den Toten preisgab, war ein einzelner Satz. Als hätte man Erinnerungen beerdigt, nicht Menschen. Als wäre der Tod hier bloß ein Gedanke gewesen. Und manchmal schienen die Inschriften gar eher zu denen zu gehören, die die Verstorbenen begraben hatten, als zu den Toten selbst.

Es war sonderbar: Bei jeder Inschrift beschlich Yuval das unheimliche Gefühl, der Tote spräche direkt zu ihm, durch die Zeit hindurch. Diese Unmittelbarkeit war es, die Yuval die Kehle zuschnürte.

Die Inschrift des ersten Grabsteins lautete:

Keine Angst, ich stehe nicht wieder auf.

Yuval fröstelte. Hastig schaute er sich um. Nein, da war niemand. Weit und breit kein Mensch. Er stolperte beinahe. Nicht über eine Wurzel, vielmehr über den Satz des benachbarten Grabsteins:

Bitte nicht drauftreten.

Irgendwie amüsant, fand er. Oder lag hier jemand unter der Erde, der im Leben oft übersehen worden war?

Mit Mühe entzifferte Yuval die Inschrift des nächsten Steins:

Ich lebte sicher. Und starb daran.

Er spürte, wie ihm die Worte unter die Haut krochen. Sicherheit als Illusion, als dünne Membran, die vom eigentlichen Leben trennte. Yuval hatte die Gelegenheit, auf der anderen Seite zu leben, und wusste nicht einmal, ob er sie haben wollte.

Mut ist nicht laut. Aber seine Abwesenheit schreit.

… stand auf dem nächsten Stein.

Der Wind raschelte über Yuval in den Zweigen, als wäre da jemand, der die Zeit umblätterte. Für einen Moment schloss er die Augen, sog die feuchte, moosige Luft ein. Als er die Lider wieder öffnete, fiel sein Blick auf den letzten Grabstein in der Reihe. Die Worte kletterten ihm die Wirbelsäule hinauf.

Denk dran: Das nächste Loch könnte deins sein.

Yuval schüttelte sich, griff sich mit der Hand in den Nacken. Ja, da hatte der Tote recht. Manche Leute mussten noch aus dem Grab heraus recht haben. Und, ja, Yuval schob sein Leben auf. Aber immerhin hatte er noch eins,

das konnte der Mann unter dem Stein nicht mehr von sich behaupten.

Wer würde wohl eines Tages seinen Stein meißeln? Was würde darauf stehen?

Er ließ den Blick über die Schulter zur zweiten Reihe wandern. Ein schmaler, fast vollständig mit Grün überwucherter Grabstein zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Inschrift war kaum noch lesbar, vom Regen ausgewaschen, vom Moos fast gänzlich verschluckt:

Wenn du das liest, hast du noch Zeit.

Yuval strich mit flacher Hand über den feuchten, porösen Stein. Zeit. Früher hatte sie ihn gehetzt, dann hatte sie ihn eingeholt, und jetzt? Jetzt nutzte er sie nicht. Eine Zeit ohne Eigenschaften. Hier, zwischen all den fremden Stimmen wurde dieses Eingeständnis lauter und lauter.

Der nächste Grabstein:

Lüge dir nicht dein Leben zurecht.

Yuval las den Satz ein zweites, dann ein drittes Mal. Er traf ihn. Nicht wie ein Vorwurf. Wie eine Diagnose. Er sah sich um. Die Schatten waren länger geworden. Oder waren sie nur näher an ihn herangerückt?

Dann ein schlichterer kleinerer Stein. Fast hätte er ihn übersehen:

Er starb, wie er lebte: zu spät.

Selbst im Sterben unzuverlässig. Yuval fragte sich, ob der Tote seine Verspätung bereute.

Der Tod ist nicht der schlimmste Verlust im Leben.
Der schlimmste Verlust ist,
was in uns stirbt, während wir leben.

… las Yuval auf dem nächsten Stein.

Die Toten waren fertig mit dem Sterben. Er war es nicht. Und jedes dieser Gräber schien ihm dies zuzuflüstern. Dieser Grabstein am deutlichsten. Es wurde Zeit, mit dem Sterben aufzuhören.

Yuval blickte in die Weite des Himmels. Etwas von der Bläue schien in ihn einzusickern. Eine Feuchtigkeit lag in der Luft, die man nicht sah, sondern auf der Haut spürte. Ein kaum wahrnehmbarer Dunst legte sich wie ein dünnes Tuch über die Landschaft. Nichts regte sich, kein Vogel, kein Insekt. Nur das leise Knacken seiner eigenen Gegenwart im Schweigen der Welt.

Behutsam näherte er sich dem letzten Stein. Seine Inschrift war anders. Nahbarer. Unerwartet gegenwärtig. Keine Sprache der Endgültigkeit. Kein Ton des Abschieds. Eher etwas, das nach Anfang klang:

Du kannst jetzt gehen. Oder beginnen.

Noch einmal schloss Yuval die Augen. Er würde die Suche nach dem Vogel fortsetzen. Er wusste nicht, wohin er ging. Aber er wusste, warum.

4

Die Nadeln unter seinen Sohlen dämpften jedes Geräusch. Ein trockener, harziger Teppich, der nach Sonne, Holz und einem Hauch von Zitrus roch. Später, als die Kiefern den Buchen wichen, veränderte sich der Klang des Waldes: Das Laub knisterte bei jedem Schritt, als sei unter jedem Blatt eine Geschichte verborgen. Gleichsam lag über allem eine Stille, so dicht, dass Yuval selbst der eigene Atem zu laut schien.

Er sortierte seine Gedanken. Die Grabsteininschriften – er konnte sie fühlen. Sie gelangten dorthin, wo das Verdrängte lag, tiefer als jede bewusste Erinnerung. Dorthin, wo verschüttete Stimmen als Echo warteten. Was waren diese inneren Stimmen eigentlich? Sie entstanden nicht als klare, geordnete Sätze, sondern als hauchfeine Schleier von Empfindungen. Kleine Regungen, die kamen und gingen, sich kurz verbanden und so taten, als ergäben sie einen Sinn. Flüchtige Impulse, die sich zu etwas fügten, das wie eine innere Ordnung wirkte. Doch ihre Natur blieb unstet: Sie tauchten auf und verschwanden wieder und hinterließen das Gefühl, als sei etwas Bedeutsames geschehen. Aber in Wahrheit war nichts von Bedeutung geschehen. Wir lebten in einer Welt, die unseren Gedanken entsprang, und glaubten, sie sei mehr als eine Spiegelung unseres Inneren.

Sonnenlicht tröpfelte durch das bunte Blätterdach der Bäume, tastete sich in vereinzelten Strahlen bis zum Waldboden vor, wo es auf die laubbedeckte Erde fiel und sich in taubenetzten, flirrenden Spinnfäden verfing. Als Yuval den Wald hinter sich ließ, öffnete sich vor ihm das Land in einer beinahe einschüchternden Weite. Der Herbst verbrauchte seine letzten Farben, nur noch einzelne Blätter hingen an den Zweigen, das Gras war vergilbt und brüchig, die Erde fest und grau. Nur dort, wo der Vogel einen Ast streifte, einen Strauch oder einen Halm, flammten die Pigmente für einen Moment wieder auf. Je weiter er flog, desto mehr verwandelte sich die Landschaft, bis sie in einem Potpourri aus reifen Feldern und goldigen Weiden dahinströmte.

Vielleicht brachte der Vogel nicht den Frühling, sondern schlicht das Leben, in welcher Gestalt auch immer: Blüte, Frucht, Verfall, Erinnerung. Vielleicht war er kein Bote einer Jahreszeit, sondern das kurze Aufleuchten dessen, was sie hervorbrachte. Oder vielleicht war er auch ein Spiegel, der nichts zeigte und gerade darin alles offenbarte, was gesehen werden wollte. Und Yuval dachte, dass, wenn er ihm folgte, er jenen Ort finden würde, an dem das Leben wieder Sinn ergab.

Zwischen kaum merklichen Senken und feuchten Mulden tasteten sich schmale, glasklare Wasseradern, und dort, wo sie sich sammelten, glitzerte die Strömung.

Stundenlang wanderte Yuval durch die Stille, bis vor ihm, wie aus der Zeit gefallen, eine alte Mühle auftauchte. Der merkwürdige Vogel landete auf dem benachbarten Feld. Die Sonne stand im Zenit. Dann plötzlich ein Beben, kaum

spürbar, eher ein Flirren in der Luft – und dort, wo eben noch nackte Erde lag, brach der Boden auf. Halme schoben sich ans Licht. Yuval sah zu, wie sich das kleine Feld entfaltete, ein goldener Teppich, der sich vor ihm ausrollte. Er trat näher heran, strich über die prallen Ähren. Der Duft der Körner stieg ihm in die Nase: warm, würzig, wie frisch gebackenes Brot.

Ein Knarren ließ ihn aufhorchen.

»Guten Tag, Reisender.«

Yuval drehte sich um. Im Türrahmen der Mühle lehnte ein vertrocknetes, zerknittertes altes Männlein. Arbeit klebte an ihm wie eine zweite Haut: Mehl in den Poren, in den Falten von Kittel und Hose, unter den Fingernägeln. Jeder Zentimeter seines Körpers war von weißem Staub überzogen. Das Gesicht ungebügelt, als hätte die Nacht noch ihre Hände darin. Sein Alter ließ sich nicht schätzen. Vielleicht sechzig. Vielleicht zweihundert. Der Müller.

»Guten Tag«, erwiderte Yuval, die Hand locker am Riemen seines Rucksacks.

»Du kommst gerade recht«, sagte der kleine Mann, und sein Blick ließ keinen Zweifel daran, dass er mehr sah, als sichtbar war. »Du kannst mir mit der Ernte helfen. Der Bauer, der dieses Land mit seinen Händen geformt hat, lebt nicht mehr. Und ausgerechnet heute steht die Mühle still. Der Läuferstein, der obere, der das Korn zermalmt, dreht sich nicht mehr. Der Bodenstein allein bringt mir nichts. Ohne Läuferstein kein Mahlwerk.«

»Tut mir leid, ich habe keine Zeit zu verlieren. Ich bin in Eile.«

»Manchmal verliert man Zeit, wenn man in Eile ist.«

»Ich kann nicht bleiben.« Yuval deutete auf das Feld, wo die Ähren schwer im Wind standen. »Ein Vogel ist gerade über diesen Acker gezogen. Zuvor war hier nichts als rissige Krume. Und sehen Sie jetzt: ein Teppich aus reifem Korn. Ich weiß, es klingt verrückt. Aber ich muss diesem Vogel weiter folgen. Wenn ich zögere, verliere ich ihn aus den Augen.«

»Es schadet nicht, wenn man sich auf den Weg macht. Tatsächlich siehst du aus wie jemand, der schon eine Weile unterwegs ist, aber noch nicht lange genug.« Eine Pause. »Doch weißt du, was passiert, wenn man anderen zu lange folgt? Man vergisst, wohin man selbst wollte.«

Yuval blickte sich um. Der Vogel war nicht mehr zu sehen – nur noch das Flirren der Luft über den Halmen. Zu oft schon hatte er in seinem Leben gezögert, bis eine Möglichkeit nach der anderen die Tür hinter sich geschlossen hatte. Yuval schob die Hand in die Manteltasche, tastete nach der Uhr und holte sie hervor. Er starrte auf die Zeiger, beobachtete, wie sie mit mechanischer Gleichgültigkeit die Zeit verschluckten. Wenn er jetzt nicht dem Vogel folgte, würde es ablaufen wie immer: erst noch früh genug, dann höchste Zeit, schließlich zu spät. Diese zwei Wörter: »zu spät«, beschrieben am besten, wie Yuval durchs Leben ging.

»Ich muss mich sputen.«

»Warum fasziniert dich dieser Vogel derart?«

»Fasziniert er Sie denn nicht?«

Das Männlein nickte. »Er ist bemerkenswert, keine Frage.«

»Dann verstehen Sie mich.«

Der Wind fuhr in die Halme, bog sie, richtete sie wieder

auf. Der Müller deutete auf das Feld. »Dieser Weizen ist nicht weniger ungewöhnlich.«

»Was sollte daran ungewöhnlich sein? Der Vogel ist das Erstaunliche. Er fliegt nicht durch die Welt, er erschafft sie beim Fliegen.«

»Weißt du, was Mehl ist?« Der Müller wartete nicht auf eine Antwort. »Zeit, die zu Staub gemahlen wurde. Korn wächst Monate. Ich mache Sekunden daraus. Deshalb bin ich älter, als ich aussehe. Ich atme Zeit ein – und Wissen –, jeden Tag.« Der Müller schaute in die Richtung, in die der Vogel verschwunden war. »Alles im Leben hat seine Zeit, und für manche Dinge gibt es nur eine einzige Gelegenheit. Bleibt sie ungenutzt, ist sie für immer verloren.« Er kratzte sich am Kinn. »Die Besonderheit dieses Weizens liegt in der Kürze seines vollkommenen Zustands. Er erreicht seine Reife nur für wenige Stunden. Man könnte meinen, er will uns darauf hinweisen, dass das, was wir für stabil halten, häufig nur eine kurze Unterbrechung im Werden ist.«

Yuval sah in den Himmel, als fände er dort die Antwort darauf, was er tun sollte. Doch hatte er schon so viele Antworten verworfen, so viele gab es, und keine taugte etwas.

»Dein Vogel hat es dir doch selbst gezeigt: In dem, was du siehst, liegt mehr verborgen, als deine Augen zu fassen vermögen«, sagte der Müller, ohne vom Feld aufzuschauen.

Yuval kniff die Augen gegen das Licht zusammen.

Der Müller zupfte ein Korn aus der Tasche seines Kittels, steckte es in den Mund und zerbiss es. Es knackte, ein Hauch von Mehlstaub blieb an seiner Lippe haften.

»Nichts ist, wie es scheint. Auch wir nicht. Die meisten Menschen glauben, wir hätten so etwas wie den *einen* Kern,

den man nur finden müsse. Aber das stimmt nicht. Jeder Mensch ist eine Reihe verschiedener Ichs. Man ist nie derselbe Mensch. Der Körper erneuert sich, die Gedanken auch. Nur der Name bleibt. Ein Etikett für wechselnde Inhalte. Nach dem *einen* Menschen in sich zu suchen bringt also nichts.« Er schob seine Hemdsärmel weiter nach oben. »Darf ich dir eine Frage stellen?«

Nochmals warf Yuval einen nervösen Blick auf die Uhr. »Nur zu.«

»Nehmen wir an, ein Fremder beobachtet dich über mehrere Tage. Könnte er aus dem, was du tust, schließen, was dir wichtig ist?«

Yuval rieb sich den Nacken. »Nein, das gelänge ihm nicht.«

Der Müller nickte. »Wo beginnt der Zweifel?«

Yuval zuckte mit den Schultern, ein letzter Blick aufs Ziffernblatt, dann schob er die Uhr zurück in die Tasche.

»Warte hier«, sagte der kleine Mann und verschwand in der Mühle.

Als er wieder erschien, trug er zwei Sensen über der Schulter. Eine davon reichte er Yuval, der das Gewicht prüfte: überraschend leicht. Die Klinge glänzte, der Stahl war kühl, der Griff vom Gebrauch geglättet.

»Sie schneidet mühelos«, sagte der Müller. »Komm mit.«

Er wandte sich um, stieg zwischen die Halme und zog die Sense in ruhigem, gleichmäßigem Takt durch das Korn. Yuval stand eine Weile regungslos da, dann folgte er dem Männlein – er wusste selbst nicht, warum.

In monotonen Schwüngen schnitten sie die Halme knapp über der Erde ab. Die Sensen rauschten durch das Feld. Ihre

Bewegungen fügten sich in das Schweigen des Nachmittags wie eine kaum hörbare Stimme. Alles mit Sonne getränkt, in Licht gegossen. Das Meer aus Korn atmete ruhig. Sie tat gut, die körperliche Arbeit.

Lange sagte keiner von beiden etwas. Die gleichmäßigen Züge, das rhythmische Sirren der Klingen und das Rascheln der fallenden Halme trugen die Gedanken davon. Der Tag flimmerte vor Hitze und Staub, und die Zeit schien sich aufzulösen im stetigen Fluss der Arbeit. Das Feld war nicht groß, doch es dehnte sich unter ihren Schritten.

Als die Sonne sich drei Handbreit vom Zenit entfernt hatte, lagen die Garben gebunden am Rand. Sie luden sie auf einen Leiterwagen. Auf dem Platz vor der Mühle löste der Müller eine der Garben und wuchtete sie zu Boden. Dumpf schlug sie auf dem Pflaster auf. Mit einem Taschenmesser schnitt er die grobe Schnur durch. Die Ähren fächerten sich auf wie ein Buch. Dann breitete er die Halme auf dem Kopfsteinpflaster aus.

»Das wäre jetzt der Moment, in dem du mir deinen Namen verrätst«, brach er das Schweigen.

»Yuval – mein Name ist Yuval.«

»Gute Arbeit, Yuval«, sagte das Männlein und klopfte ihm auf die Schulter.

»Warum reparierst du den Mühlstein nicht?«

»Bis ich damit fertig wäre, wäre die Saat dahin. Manchmal muss man anders denken. Was jenseits des Herkömmlichen geschieht, verlangt nach einem anderen Handwerk.« Eine einzelne Spelze klebte an seiner Wange, mit zwei Fingern strich er sie fort. Er griff nach einem Dreschflegel, der

an der Wand lehnte – das Holz abgegriffen, dunkel von Schweiß und Jahren –, und sagte: »Die Spreu muss weg.« Dann verteilte er eine Handvoll Ähren auf dem Boden, hob den Flegel und ließ ihn darauf fallen. Nicht mit Wucht, sondern mit jener Sicherheit, die der Körper erwirbt, wenn er eine Bewegung tausendmal vollzogen hat. Ein trockenes Klatschen. Die Hülsen barsten auf. Der Müller drehte die Ähren mit der Hand, schlug noch einmal zu. Dann fegte er die Spreu beiseite, pustete darüber. Schließlich wehte eine Brise sie davon: leichte aschfarbene Hüllen trieben flatternd in der Luft. Die Körner blieben auf dem Kopfsteinpflaster liegen, nackt und schwer.

»Jetzt du«, sagte er und reichte Yuval den Flegel.

Anfangs traf Yuval nur Luft und Halme. Doch mit der Zeit fanden seine Arme das Maß, sein Körper das Gewicht der Bewegung. Die Schläge trafen nun die Ähren und ließen sie knackend bersten. Die Körner lösten sich und sprangen heraus wie kleine goldene Gedanken, die sich aus der Umklammerung befreiten.

Der Müller nickte ihm zu. »Das eigene Leben nicht weiterempfehlen zu können ist eine traurige Bilanz.«

»Was soll ich sagen? Wenn ich zurückblicke, sehe ich eine Kette aus kleinen Unterlassungen. Entscheidungen, die ich nicht getroffen habe. Wege, die ich nicht ging. Und so hat sich mein Leben still um mich geschlossen. Ich habe zu oft gewartet. Auf bessere Gelegenheiten, auf klarere Zeichen. Aber sie kamen nie.«

Der Müller blickte ihn lange an. »Man denkt, man hätte Zeit. Aber irgendwann merkt man: Man hat sich eingerichtet – nicht im Leben, sondern im Warten.«

Erneut senkte Yuval den Blick.

»Komm«, sagte der Müller und nahm eine Handvoll Weizenkörner auf.

Yuval folgte ihm in die Mühle. Der Raum war kühl, durchdrungen vom staubigen Geruch vergangener Ernten. Durch ein zerbrochenes Fenster fiel ein Streifen Licht auf einen Holztisch, auf dem zwei flache, handgroße Steine lagen: einer mit einer Mulde, der andere glatt, seine Ränder glänzten.

Mit geübtem Blick las der Müller winzige Steinchen und Holzsplitter aus dem Gedroschenen, prüfte, ob das Korn trocken war – die Feuchtigkeit darin konnte alles verderben –, und streute ein paar Körner in die Mulde des einen Steins. Den anderen legte er darauf und begann, ihn unter leichtem Druck zu drehen. Kreisende Bewegungen. Ein Knacken unter dem Stein, ein Knirschen, das Splittern der Schale – bis die Körner zu einem feinen Pulver gemahlen waren. Der Staub stieg auf, legte sich wie Puderzucker auf Gesicht und Wimpern des Müllers. Er löste die Steine voneinander, klopfte das Mehl auf dem Tisch ab und ließ erneut Körner in die Mulde des unteren Steins rieseln.

Er schob beide Steine über das Holz zu Yuval hinüber. »Jetzt du.«

Sie fühlten sich kühler an, als Yuval erwartet hatte. Er begann zu mahlen, stockend, kratzend. Nichts passierte. Er versuchte es mit mehr Druck. Nach nur wenigen Umdrehungen brannten seine Handflächen. Ein Schweißfilm stand ihm auf der Stirn. Die Körner sprangen in der Mulde, widerspenstig und unbeeindruckt.

»Es geht nicht«, murmelte er.

»In jeder Mühle gibt es zwei Rollen: den Müller und das Mehl. Über die Unentschiedenen wird entschieden«, sagte der Müller. »Wer den Stein nicht führt, liegt unter ihm.«

Yuval machte weiter, gab mal mehr Druck, mal weniger, während er den oberen Stein drehte. Allmählich wurden seine Bewegungen runder, gleichmäßiger. Die Körner knackten leise, brachen. Wieder wollte Yuval innehalten.

»Ich kann nicht mehr.«

»Nicht ist der Anfang vom Nichts«, sagte der Müller.

Yuval biss die Zähne zusammen und setzte wieder an. Stein über Stein. Die Muskeln im Unterarm spannten sich. Nach einer Weile wurde das Knirschen weicher, das Korn gab nach. Mehlstaub legte sich auf seine Hände, warm und duftend.

Als Yuval ausatmete – es klang nach Kapitulation –, sagte der Müller: »Noch nicht.« Er deutete auf das Mehl. »Es ist noch nicht fein genug. Du musst auch den Keim mahlen.«

Yuval schloss kurz die Augen. Seine Schultern sackten nach vorn. Dann nahm er den Stein wieder auf, und die kreisenden Bewegungen begannen von Neuem, langsamer jetzt, schwerer. Mit jeder Drehung schälte sich das Korn weiter aus sich selbst, bis ein feiner goldener Staub zwischen den Steinen lag. Der Müller blies ihn an, er stieg in die Luft – ein glimmernder Hauch, der geräuschlos als goldenes Puder herabrieselte.

»Das ist doch unmöglich!«, rief Yuval.

»Warum sollte es unmöglich sein?«, fragte das Männlein. »Wir alle bestehen aus dem, was uns unwahrscheinlich macht.«

Yuval prüfte staunend die funkelnde Farinade zwischen Daumen und Zeigefinger. Einen Moment glaubte er, im Blitzen des Staubes sein Spiegelbild zu sehen. Oder vielmehr des Mannes, der er hätte werden können. »Ich fürchte, ich bin nicht normal«, kam es ihm über die Lippen.

»Normalität ist eine Illusion«, sagte der Müller.

»Aber …«

»Wir sind alle an der Schwelle zum Irrsinn geboren, manche merken es nur früher als andere. Absurdität ist keine Anomalie. Sie ist die Grundausstattung.« Der Müller zog einen kleinen Lederbeutel aus seiner Hosentasche, strich den Goldstaub mit der Handkante zu einem Häufchen zusammen und in den Beutel. Dann reichte er ihn Yuval und sagte: »Es gibt viel zu tun. Dieser Staub enthält alles, was du brauchst.« Er hielt kurz inne, fuhr dann fort: »Einzig Oberflächliche kennen sich selbst. Und: Treu bleiben sich nur jene, die sich nicht ändern – will man das, sich treu bleiben? Das Ziel ist nicht, sich selbst zu finden, sondern sich selbst zu erschaffen.«

Damit öffnete ihm das zerknitterte alte Männlein die Tür und nickte ihm zu.

Yuval setzte seinen Weg fort. Nichts hielt ihn mehr zurück. Der Boden unter seinen Füßen war fest, der Blick nach vorn klar. Die Bäume leuchteten im Abendlicht.

Zwar hatte er den Vogel aus den Augen verloren, dafür hatte er verstanden, dass er selbst noch nicht existierte – nur die Möglichkeit dazu.

5

Den Duft von frisch gemahlenem Korn noch an den Händen, Mehlstaub an den Ärmeln, ließ er die Mühle hinter sich. Einen Moment lang blickte er zurück: auf das hölzerne Rad, das reglos im fließenden Wasser hing, als sei es selbst in Gedanken versunken. Dann wandte er sich ab, ohne Eile, aber mit Entschlossenheit.

Es war, als hätte das Mahlen nicht nur das Korn geschliffen, sondern auch seine Sinne. Vielleicht war wirklich nur das Unglaubliche glaubwürdig – gerade, weil es über das Begreifbare hinausging. Die andere Möglichkeit war, dass er verrückt wurde.

Yuval passierte Kreuzungen, Abzweige und unscheinbare Pfade, deren Enden sich im Dunst verloren. An jeder Weggabelung hielt er kurz inne. Der Frühling würde Spuren hinterlassen, lesbar für den, der das Hinsehen nicht länger scheute. Eine einzelne Knospe am Wegesrand, ein Hauch von Grün inmitten von Grau – dort würde der Vogel gewesen sein. Getragen von der Hoffnung, dass das, was er suchte, leiser war als der Wind, aber lauter als der Zweifel, setzte er einen Fuß vor den anderen. Kein Zögern mehr.

Es war nicht nur der Vogel, der ihn lockte, es war das, was er in ihm erkannt hatte: eine Möglichkeit vielleicht.

Einen anderen Verlauf. Oder eine Ahnung von dem, was werden könnte.

Der Weg wand sich über sanfte Hügel, an Hecken vorbei, die im Wind flüsterten. In den Sträuchern hing ein letzter vergessener Duft von Beeren. Das Licht floss goldgelb über die Landschaft, verwischte die Konturen, ließ alles ineinanderfließen. In den Senken verdickte es sich wie Honig. Bunte flirrende Bilder aus Sonne und Laub. In der Ferne erklang der Ruf eines Vogels – zu flüchtig für Gewissheit.

Mit jedem Schritt veränderte sich die Welt. Zunächst fast unmerklich: Die Farben verloren sich mehr und mehr, Büsche verdorrten zusehends, das Laub ließ los. Binnen Kurzem schoben sich trübe Wolken über das Tal, und bald darauf regnete es: lange silbrige Fäden, die sich in Pfützen sammelten und den Rest des Herbstes davonschwemmten.

Der Pfad verlor an Festigkeit. Yuvals Stiefel sanken in die feuchte Erde. Unerwartet zog ein kalter, schneidender Wind auf, kroch durch die Ritzen seiner Kleidung. Yuval schlug den Mantelkragen hoch, zerrte sich den Ausschnitt des Pullovers bis über den Mund.

Wenig später knirschte es unter seinen Sohlen – ein dünner Film aus Eis, der wie Glas splitterte –, das kurze, helle Geräusch eines zerbrechenden Moments.

Mit jedem Meter, den er der Ferne entgegenging, verlor das Licht an Wärme, als würde die Sonne aus der Welt gewaschen. Die Äste der Bäume ragten nun kahl in einen Himmel, der an Stahlwolle erinnerte. Ein feiner, kaum sichtbarer Schnee trieb durch die Luft, der ihm erst auffiel, als er auf seinem Mantel schmolz. Mit jedem Schritt wurde

das Weiß um ihn tiefer, dichter und das Schweigen des Winters lauter.

Und dann kamen ihm diese Gedanken, die nicht mehr wichen: dass man den richtigen Moment für etwas Neues nie bemerkte, solange man noch Teil des Alten war. Dass Wendepunkte sich, wie Jahreszeiten, nicht laut ankündigten, sondern plötzlich da waren, nachdem sie lange in der Stille gereift waren. Dass man alle Entscheidungen, die man jemals getroffen hatte, ein Leben lang mit sich herumtrug. Alles, was man wählte, blieb – und alles, was man nicht wählte, auch. Und dass manche Entschlüsse ein Leben in zwei Teile schnitten.

In der schneegedämpften Abgeschiedenheit entdeckte Yuval eine Haselmaus. Ein Tier, das um diese Jahreszeit längst in seinem Nest schlafen sollte. Vermutlich war auch sie vom plötzlichen Einsetzen des Winters überrascht worden. Sie hockte auf einem schneebestäubten Haselzweig. Kaum größer als Yuvals Handfläche war sie: ein kleines hellbraunes Bündel mit dichtem Fell und einem schmalen Gesicht. Die schwarzen Augen wie Glasperlen. Der Blick wach, aber zugleich schutzlos. Mit den winzigen Vorderpfoten umklammerte sie eine Haselnuss und hielt sie dicht an den Körper, während sie daran nagte. Hartnäckig arbeitete sie sich an der Schale ab. Hielt dann inne und betrachtete die Nuss. Drehte sie zwischen den Pfoten, besah sie erneut. Als läge in diesem kleinen braunen Ding eine Antwort auf alle Fragen des Winters. Die Haselmaus schien zu begreifen, dass diese Nuss gefaltete, schlafende Zeit war, dass sie den ganzen Lebenszyklus eines zukünftigen Baumes in sich trug

und zugleich ihr eigenes Schicksal bestimmte. In einem solch schlichten Ding kam etwas so existenziell Wichtiges daher. Zeit und Schicksal eingeschlossen in einer Nuss! Dieses Ding würde ihr weitere Fettreserven verschaffen, die sie durch den Winter bringen und ihr Überleben sichern würden. Die Nuss war buchstäblich ihre Zukunft.

Während Yuval die Haselmaus beobachtete, erkannte er etwas, das er selbst verloren hatte: die Fähigkeit, in einem einzigen Stück Welt das ganze Universum zu sehen.

Da hob die Haselmaus den Kopf. Kaum fiel ihr Blick auf Yuval, zuckte Scheu durch ihren kleinen Körper, und sie huschte davon. Yuval verharrte. Die Hand um das Beutelchen in seiner Tasche geschlossen, erinnerte er sich daran, dass das Große nur im Kleinen zu begreifen war.

Inzwischen hatte er eine weite Strecke zurückgelegt, ohne einen einzigen Hinweis auf den wundersamen Vogel. Kein Zeichen am Himmel, kein Flattern im Geäst, keine Spur im Schnee. Dennoch wich die Hoffnung nicht. Immerhin besaß er ein Beutelchen, gefüllt mit goldenem Mehlstaub, so fein gemahlen, dass er fast zu Licht geworden wäre. Dass etwas derart Unwirkliches wirklich war, bestärkte ihn in dem Gefühl, sich längst außerhalb der vertrauten Ordnung der Dinge zu bewegen. Hinter den Grenzen des ihm Bekannten musste noch etwas anderes existieren. Manchmal tat es den Dingen gut, nicht für das gehalten zu werden, was sie vorgaben, zu sein. Vielleicht musste man ihnen mehr zutrauen, als die Vernunft erlaubte.

Die Dämmerung senkte sich nun vollends über das Land, still, fast beiläufig, als hätte der Tag sich schlicht erschöpft.

Yuval spürte, dass es nicht die Strecke war, die ihn müde machte, sondern die Intensität der vergangenen Stunden. Es war keine körperliche Erschöpfung, sondern eine, die tiefer saß – zwischen den Gedanken.

Mehrere Minuten lang spähte er in das dunkler werdende Blau, vor dem hauchzarte Wolkenstreifen trieben, bis ihn die Nacht ganz in sich aufgenommen hatte.

Dunkelheit war nicht einfach die Abwesenheit von Licht. Sie bewegte sich. Mit der Zeit traten die Umrisse ferner Dinge hervor, und die Nacht wurde zu etwas mit verschiedenen Ebenen, mit sich wandelnden Schattierungen, das die Perspektive verzerrte und das eigene Urteilsvermögen infrage stellte. Vordergrund und Hintergrund tauschten die Plätze. Yuval schüttelte sich. Die Dunkelheit hatte seine Wahrnehmung verschoben. Intensiver war sie jetzt, aber unzuverlässiger. Die Welt schien näher gerückt, und doch war alles ein wenig falsch im Maß. Das Koordinatensystem seiner Sinne war verrückt und mit ihm die Wirklichkeit. Die Nacht jetzt feindlich und kalt. Ein Schauder lief ihm über den Rücken.

Das konnte unmöglich die Route des Vogels sein! Yuval musste sich verirrt haben. Aber wann genau? An welcher Gabelung? Er wusste es nicht. Nur dass er nun hier war, im falschen Landstrich, unter einem Himmel, der keine Versprechen mehr machte.

Zurückgehen? Die Vorstellung war ihm unerträglich. Er müsste sich eingestehen, dass alles umsonst gewesen war: die Stunden, die Kraft, die Vorräte. In seinen Augen wäre das kein Umkehren, sondern ein Scheitern. Und so ging er weiter. Weiter in eine Richtung, an die er nicht mehr glaubte,

aus dem schlichten Grund, dass alles andere eine Niederlage gewesen wäre.

Bereits eine Stunde später war das letzte Stückchen Mond von dichten Wolken verschluckt, und die Nacht hatte dem Himmel das übrige Licht entzogen. Der Pfad vor ihm versank in vollkommener Schwärze. Das Dunkel dehnte sich so endlos aus, als hätte es sich weit aus der Zeit gelehnt. Nur tastend kam Yuval voran. Immer wieder stieß er mit dem Fuß gegen Steine, stolperte über unsichtbare Wurzeln. Einmal prallte er frontal gegen einen Baumstamm, der Schnee in den Ästen prasselte auf ihn herunter: eine Lawine aus Kälte. Der Schmerz schoss ihm in die Stirn. Frostkristalle begannen, sich in seinen Gedanken auszubreiten, unerbittlich, bis sie selbst die letzten warmen Reste von Hoffnung erstarren ließen.

Er hatte kein Dach über dem Kopf für die Nacht, nur die wachsende Dunkelheit um sich. Den Durst stillte er, indem er Schnee zwischen den Handflächen zerrieb und das schmale Rinnsal über die Lippen laufen ließ. Die Kälte kroch ihm an den Beinen herauf und hinterließ jenes taube Ziehen, das einem das Gefühl gab, der eigene Körper entferne sich von einem selbst.

Plötzlich verlor sich der Weg in einem Wirrwarr aus Ästen, Dornen und dichtem Gestrüpp – kein Weiterkommen, wohin er auch tastete. Eine Sackgasse. Das konnte nicht sein. Nicht nach all den Kilometern, der Mühe, den Stunden. Er war ins Leere gelaufen. Yuval stieß ein dumpfes Fluchen aus, das der Schnee sofort schluckte. Es blieb ihm nichts übrig. Kein Umweg, kein Ausweichen. Nur zurück, im Wissen, wieder einmal Zeit vertan zu haben.

Yuval zerrte den Rucksack von den Schultern und schleuderte ihn in den Schnee. Erschöpft ließ er sich darauf fallen. Er stieß ein Seufzen aus. Dann tastete er in seiner Manteltasche nach dem Beutelchen: Leder, schief zusammengenäht, weich vom Tragen. Yuval nahm eine Prise des Pulvers zwischen Daumen und Zeigefinger und ließ es in die hohle Hand rieseln. Spürte, wie sich die feinen Körnchen aneinanderdrängten. Der Goldstaub haftete an seinen Fingern. Und in ihm formte sich eine Erkenntnis: Wir Menschen sind so gut darin, uns die Wirklichkeit zurechtzurücken und uns alle möglichen Alternativen dafür auszudenken. Nur um uns nicht mit unserer eigenen Wahrheit zu konfrontieren. Wir ignorieren Tatsachen, weil wir Angst haben, dass unsere Welt tatsächlich so sein könnte, wie sie uns erscheint.

Mehr als einmal hatte Yuval die falsche Richtung eingeschlagen. In der Vergangenheit war es weniger ein Mangel an Aufmerksamkeit gewesen als vielmehr einer an Mut. Gern hatte Yuval Wege gewählt, die unter den Sohlen anderer bereits nachgegeben hatten. Hatte Schildern vertraut, die fremde Hände in die Erde gesteckt hatten, als wüssten sie mehr über seine Sehnsucht als er selbst. Er war auf Pfaden umhergeirrt, die ihn nirgendwohin führten oder zumindest nicht dorthin, wo er sein wollte.

Jahrelang hatte Yuval sich durch Tage ohne Richtung geschleppt mit der Hoffnung eines Kindes, dass sich die Welt von selbst ordnen würde. Dass sich die Wege anderer irgendwann zu einem Muster fügen würden, das für ihn Sinn ergab.

Das Problem war nicht, dass er Fehler machte. Das Pro-

blem war, dass er sie nie korrigierte. Selbst wenn er merkte, dass er falsch abgebogen war, ging er weiter, hoffte auf eine Art spontane Selbstkorrektur des Universums, als würde sein Leben irgendwann von selbst in die richtige Form fallen.

So war ihm die Zeit in kleinen unsichtbaren Portionen entglitten, und das Leben war vorangegangen, ohne sich nach ihm umzudrehen. Genauso, wie Aliza weitergegangen war, ohne zurückzublicken. Aliza, die Frau seines Lebens. Die ihn verlassen hatte, weil er bei dem bleiben wollte, was war, statt sich auf das einzulassen, was hätte werden können. Keine gemeinsame Zukunft. Nur eine Gegenwart, die sich endlos wiederholte.

Auf den Rucksack gestützt und in die Schwärze blickend, erinnerte sich Yuval an seine Verzweiflung vor langer, langer Zeit. Die Verzweiflung darüber, dass sie fortgegangen und er zurückgeblieben war. Daran, wie er auf die Leere gestarrt hatte, die sie hinterließ. An die Versuche, sie zu vergessen. An die unausgefüllte Kontur in seinem Kopf, zu der sie sich verflüchtigt hatte und durch die er nun hindurchsah, auf das, was ihm geblieben war: Hoffnungslosigkeit. Vielleicht hätten sie einander verstanden. Vielleicht haben sie sich nur verpasst.

Es gab Augenblicke, dachte er, in denen die Welt ganz still dalag. Als hielte sie den Atem an. Flüchtige Sekunden, doch in ihnen verdichtete sich das Schicksal. Ein Mensch zögerte oder wagte, sprach oder schwieg, handelte oder verharrte – und in dieser einzigen Entscheidung änderte sich die Geschichte, unwiderruflich. Manchmal änderten aber auch Wunder den Lauf der Dinge oder Fügung oder die

Tragik, die, unbeirrbar in ihrer Strenge, alles formte, was danach kam.

Yuvals Liebe zu Aliza hatte weiter gereicht, als er damals sehen konnte.

Könnten Einsichten doch wie Reißverschlüsse funktionieren, die Vergangenheit und Zukunft mit einer gezahnten Fuge verbanden. Könnte er sich nur noch einmal zu ihr ins Bett legen, sich an ihren Rücken schmiegen, die Nase in ihrem Nacken, wie sie es immer geliebt hatte. Könnten unstillbare Sehnsüchte doch in der Gegenwart versickern wie Wasser in der Erde – ohne eine Spur zu hinterlassen.

Würde der Blick nur weiter reichen. Könnte er Distanzen überwinden, den Abstand zwischen Menschen durchmessen und still hinter ihnen hergehen. Dann würde er ihr folgen. *Aliza.* Wo auch immer sie jetzt sein mochte.

Doch die Welt änderte sich nicht vom Wünschen.

So gern er mit einem Spiegel in ihre Träume schauen würde. Sie war fort und ihre Träume mit ihr. Sie war verschwunden und mit ihr jede Möglichkeit, sie zu verstehen. Aliza war gegangen. Und die Monate danach waren seltsam gewesen, als existierten sie außerhalb des Kalenders. Schwer auszuhalten.

Yuval sah sie jetzt genau vor sich. Sie hob den Blick, ihre Augen wie schwarze Perlen. Er schüttelte den Kopf, um die Erinnerung loszuwerden. Das Bild zersprang in kleine Tropfen, die auf die Blätter fielen.

Ein Mensch starb so viele Male, wie er geliebte Menschen verlor.

Warum liefen wir stets weiter in dieselbe Richtung, selbst wenn wir längst wussten, dass es die falsche war? Yuval hatte einmal gelesen, dass Wege, die in die Nähe führten, ein ganzes Leben dauern konnten.

Gleichzeitig konnte alles in nur einem Augenblick kippen. Er dachte an die dunklen Zeiten, die er in der Vergangenheit erlebt hatte. War es nicht seltsam? Wir hielten uns mit so vielen Nebensächlichkeiten auf, Kleinigkeiten meist, Banalitäten – doch wenn sich vor einem der Abgrund auftat, wenn es ernst wurde, begingen die Alltagssorgen kollektiven Selbstmord.

Da saß er nun, auf seinem Rucksack, schlotternd, bis der Mond sich aus dem Griff der Wolken löste und sein silbernes Licht über die Schneelandschaft sandte, gerade hell genug für Yuval, um sich neu zu orientieren. Er weigerte sich, es gut sein zu lassen. Er musste seinen Weg finden. Alles andere wäre eine Tragödie, und er konnte sich keine Tragödie leisten. In sein Notizbuch zeichnete er den Weg ein, den er gegangen war, so genau er konnte. Nur mit äußerster Mühe gelang es ihm, die Bleistiftspitze über das Papier des in Leder gebundenen Buches zu führen. Bevor er es wieder zuklappte, fuhr er mit den Fingerspitzen über die bronzene Nadel, verweilte kurz an jener verdickten Stelle, an der das Nadelöhr fehlte. Dann stand er auf, schob den Beutel mit dem Goldstaub wieder in die Manteltasche, das Notizbuch in die andere, warf sich den Rucksack über die Schultern und kehrte um – durch die Löcher in der Dunkelheit, die seine bloße Willenskraft hineingebohrt hatte.

6

Der Morgen schob sich zwischen die Bäume, blass und tastend. Das Licht noch matt, zerstreut. Yuval war die ganze Nacht hindurch gegangen, bis er auf jene Weggabelung stieß, die ihm am Vorabend entgangen sein musste. Die Abzweigung: ein kaum sichtbarer Riss im Gelände, der gestern noch unsichtbar war. Wie feuchter Stoff klebte die Erschöpfung an ihm.

Eine Sackgasse existierte nur, solange man ihr zugewandt blieb. Eine einfache Drehung genügte. Hätte er sich all die Jahre öfter umgedreht, dachte Yuval, dann hätte er die Weite gesehen. Niemals im Leben war einem so viel versperrt, dass nicht unendlich mehr Möglichkeiten warteten. Die Wirklichkeit war immer weiter, als unsere Dramen behaupteten und unsere Verzweiflung uns glauben ließ. Tatsächlich war das Gegebene selten das Problem – nur unser Auge, das es nicht zu sehen vermochte.

Entschieden schlug Yuval den neuen Pfad ein. Bald schon wich das Eis aus der Luft, die Welt hatte die Kälte ausgeatmet. Hügelland begrenzte links und rechts die Ebene. In der Ferne lagen die Kuppen bläulich im Dunst, ein dunkler, gewellter Saum am Horizont, eine grobe Naht zwischen Himmel und Erde.

Gefrorene Pfützen spiegelten die Weite. Zwischen Baum-

wurzeln hielt sich noch etwas Schnee: kleine, schmutzige Reste, die sich an die schattigen Stellen klammerten. Weiter vorn verschwanden sie ganz. Dann nur feuchte Erde, die dunkel glänzte. Rosafarbene Kelche von Herbstzeitlosen im Gras. Kastanienkugeln, die auf dem Boden aufschlugen, auseinandersprangen und ihr poliertes Inneres preisgaben. Kein Frühling, das nicht. Vielmehr war Yuval aus dem Winter schon wieder in den Herbst geraten. Noch immer rückwärts durch das Jahr, als liefe die Zeit falsch herum.

Auch im eigenen Leben musste man manchmal zurückgehen, um vorwärtszukommen. Oft bestand die einzige Möglichkeit voranzukommen darin, zu den Dingen zurückzukehren, die man längst hinter sich glaubte. Denn nichts blieb wirklich hinter einem. Das zu begreifen brauchte Jahre.

Die Einsicht kam immer zu spät – oder genau rechtzeitig, je nachdem, wie man es betrachtete.

›Erstaunlich‹, dachte Yuval, ›wie viel Zeit wir damit vergeuden, vor uns selbst zu fliehen, und dabei nicht einmal bemerken, dass wir unserem eigenen Leben den Rücken kehren.‹ Sein Smartphone kam ihm in den Sinn, das er zu Hause auf dem Küchentisch hatte liegen lassen und nun froh darüber war. Denn die virtuelle Welt macht es noch leichter, sich selbst zu entkommen. Wir wenden uns vom Eigenen ab und den Leben anderer zu. Wir versinken in fremden Existenzen, verschlingen ihre Bilder, ihre Augenblicke, ihre perfekt inszenierten Leben. Nicht als Inspiration, sondern als Ersatz. Das fremde Leben hinter dem leuchtenden Bildschirm ist lauter, überzeugender, interessanter als das eigene. Doch ein Ich entsteht nicht im Zu-

schauen. Es braucht das Dunkel, wenn der Bildschirm erlischt.

Wie oft war ihm das in den vergangenen Jahren passiert: Yuval tauchte in das Leben eines anderen ein, durchblätterte es, sezierte es, verlor sich darin. Es stimmte ja: Aus manchen Menschen rieselten die Trophäen wie Mohnsamen aus der Kapsel. Yuval hatte nichts dergleichen vorzuweisen. Seine letzten Jahre hatten sich in Belanglosigkeiten aufgelöst, begünstigt, das sah er jetzt, durch die Stunden vor dem leuchtenden Rechteck. Kein angenehmer Gedanke. Aber vielleicht einer der ehrlichsten seit Langem. Man konnte sich zerstreuen, bis nichts mehr von einem übrig blieb.

Die letzten Hügel verschwanden, der Horizont rückte zurück, das Grasland dehnte sich aus. Yuval dachte: ›So muss es sein, wenn man aufhört, die eigenen Grenzen für die der Welt zu halten.‹ Die Ebene war hell, fast durchscheinend. Als hätte jemand das Licht in hauchdünnen Scheiben über den Tag gelegt.

Yuval ging, bis er auf eine Bank stieß. Der Lack abgeblättert bis aufs nackte Holz, aber solide gebaut, kein Wanken. Sie hatte Jahrzehnte überdauert, das war offensichtlich. Er setzte sich, legte die Hände auf die Knie, wartete, bis sich der Atem dem Takt seiner Umgebung angepasst hatte. Es kam ihm vor, als halte die Bank noch die Wärme längst verstummter Stimmen. Yuval zog sein Notizbuch hervor, schlug es auf und skizzierte den Weg, der hinter ihm lag. Das Papier gab unter der Bleistiftmine nach und knisterte unter den Rundungen der Buchstaben. Als er das Heft wieder schloss, blickte er noch einmal dorthin zurück, wo

er nicht weitergekommen war. Er hatte die Richtung geändert, sich gedreht und mit dieser einfachen Bewegung eine ganze Welt neu erschaffen.

Die Möglichkeiten, sich zu irren, waren unzählig, viel zu viele, um sich auf Logik zu verlassen, dachte Yuval und flüsterte sich zu: »Das Herz ist kein Idiot. Es weiß Dinge, die der Kopf nur glaubt.«